

## Bildhaft

### «Ggrell» entwirft eine male- rische Vorstellung des unbe- kannten eigenen Grossvaters.

Wenn zum Schluss der Lokalhistoriker aus dem Off eine um die andere der von Hanspeter Müller-Drossaart zuvor sorgfältig-filigran aufgerichteten Lebensanekdoten über seinen Grossvater als unwahrscheinlich zerpfückt, wirken diese Einwände publikumsseitig vielmehr wie Pedanterie. Denn in den vorangegangenen achtzig Minuten hat Hanspeter Müller-Drossaart eine mögliche Lebensrealität in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Obwalden allein erzählerisch dermassen bildhaft aufgebaut, dass man längst der Verlockung erlegen ist, diese nachgerade plastisch greifbare Erzählung mit eigenen Kopfbildern zu einem Sittenbild zu komplettieren. Zwei junge Fuhrmänner, eben der Berg-Baschi Sepp und der jung zugereiste Giorgio, werden entgegen aller Wahrscheinlichkeit Freunde fürs Leben. Ein Fabrikant aus Deutschland, der seine Sommer im Kurhotel verbringt, interessiert sich für diese aus seiner Warte exotischen Leben. Changierend zwischen einem realen Interesse, daraus einen Roman entwickeln zu wollen und reiner Freizeitbeschäftigung während eines doch eher ereignisarmen Aufenthalts, befragt dieser hauptsächlich den Berg-Baschi Sepp über des-



(Bild: Markus Flück)

sen arbeitsreiches, karges Leben, seine zögerliche Annäherung an die Liebe. Die Verwunderung ist gross, als der Herr von Welt entdeckt, dass Berg-Baschi Sepp trotz der geografischen Abgeschiedenheit und seiner bäuerlichen Herkunft über ein weltläufiges Wissen verfügt, das er sich dank der Hotelbibliothek angelesen hat. «Ggrell» (das Klingeln der Kutschglocke) ist ein gewieftes Vexierspiel mit Vorstellungen über das ärmliche Dasein von Vorfahren, die aus der Tatsache, das Herz an der rechten Stelle zu tragen, einen Stolz und darüber eine Grosszügigkeit entwickelten, die vielleicht ja in irgendeiner Form über die Generationen im Erzähler höchstselbst als Erbanlage ihren Wiederhall findet. Ein verträumtes den Gedanken Nachhängen, die gespiesen sind von Sehnsucht und Selbstvergewisserung. *froh.*

«Ggrell», 4.11., Sogar Theater, Zürich.

## Akrobatisch

### Max Merker mischt diverse Gedankengebilde und Lebens- daten Franz Kafkas neu auf.

Das Haus ist schief, nicht aber der Segen. Ein junger Schauspieler erwartet von seinem Abenteuer in der Fremde ein fulminantes Engagement, muss aber gleich improvisieren. Den sterbenden Kafka soll er geben. «Können sie das?», fragt die zum Wanst aufgepolsterte Direx Milva Schark rhetorisch und wirft Aaron Hitz – «ich bin doch gar noch nicht fertig ausgebildet» – ins kalte Wasser. Einmal im Sanatoriumsbett, verwandelt sich Kafka in Max Merker, später wird er sich inklusive Alice Hanimyan vervierfachen und den akrobatischen Gedankengebilden des Autors eine körperliche Entsprechung nachliefern müssen. Und dies in einem Heidentempo des kontinuierlichen Wandels. Dieser Slapstick ist hier aber nicht nur gekonnt ausgeführtes physical theatre, sondern auch eine Herausforderung fürs Hirn. Woher die Banane kommt, wieso sich die Zeit in Schlaufen abspielt und was jetzt genau ein Maulwurf mit Gregor Samsa zu tun hat, erschliesst sich im Einzelfall nicht unbedingt auf Anhieb, was indes gar keine Rolle spielt, weil hier Form und Inhalt um die strapaziöseste Überführung von Irrsinn respektive Wahn oder dann eben auch wieder reell Kafkaeskes in eine elegante



(Bild: Joel Schweizer)

Sinnhaftigkeit auf absichtlich recht tappsig Weise konkurrieren und dabei höchstselbst jede Orientierung zu verlieren scheinen. Je nach Intensität der Kenntnis von Kafkas Werk, also dem zu Lebzeiten veröffentlichten, klingen immer wieder assoziativ bekannte Augenblicke auf, die dann mit den Tiefen des reichhaltigen, nicht veröffentlichten Werks in einen Dialog treten und die scheinbare Gewissheit wie von Geisterhand in eine Verwunderung verwandeln. Dass Witz eine ernste Angelegenheit ist, erfährt in dieser Produktion des Theaters Biel-Solothurn eine unbedingte Betonung, wengleich die schweisstreibend-zirkensischen Einlagen der Schauspieler:innen den Anschein einer lockeren Leichtigkeit anstreben, was dann wieder eine Feier des Nonsens wäre. *froh.*

«Kafka in Farbe», 2.11., Theater Winterthur, Winterthur.

## Verlockung

### Lot Vekemans drei Monologe für Eskapisten sind raffinierte Gedankenfallen.

Drei Herren verschiedenen Alters (alle: Götz van Ooyen) sind der Lebenskomplexität müde und finden je im selben Büchlein «Niemand wartet auf dich» eine ersehnte Anleitung, wie durch kolossale Versimplifizierung der Realitätsbetrachtung die Eigenverantwortlichkeit in Selbstgenügsamkeit umgewandelt werden kann. Also der Druck verschwindet. Ob der alte Mann mit ungelöst belastetem Verhältnis zum Sohn, der aus Ermangelung an sich selbst zuschreibbaren Erfolgen zurücktretende Fraktionsvorsitzende oder der in seinem Humor lange nicht mehr gefragte Comedian, alle drei arrangieren sich nach offenbar lange vergebenem Mühen mit einem Forfait. Die Krux des Stücks besteht darin, dass ihre Erzählweise jeweils lange exakt gegenteilig klingt. Als würden sie aktiv eine echte Bemühung beschreiben, die ihnen be-



(Bild: Ingo Hoehn)

gegenenden Unzulänglichkeiten einmal aus einer veränderten Perspektive zu betrachten, was einem Hinauswachsen über sich selbst gleichkäme, weil sie damit angeblich ihre bisherigen Scheuklappen ablegten. Jedem der Monologe stimmt man als Publikum innerlich erstmal zustimmend nickend zu, um sich dann selbst bei einer Denkbequemlichkeit zu ertappen. Vordergründig drängt es die drei zur Beantwortung der Sinnfrage, während deren Begründung ihnen der Dreipunkteplan des Büchleins aber eine Abkürzung anbietet, die letztlich bedrohliche Züge anzunehmen beginnt. Das aufkommende Unwohlsein wiederum steht in der Inszenierung von Udo van Ooyen in einem diametralen Widerspruch zur empathisch-intimen Nähe zu den Figuren, was wiederum schleichend das Vertrauen in die eigene Wahrnehmung hintertreibt. Aus dieser Mehrfachdisparität entwickelt sich erst die merkbliche Anziehungskraft einer Totalvereinfachung der Lebensbetrachtung, die in ihrer Konsequenz das Gegenteil einer Perspektiverweiterung erwirkt, sich aber wohlig anfühlt, weil das Mittelpunkt-Ich mit einer Selbstzufriedenheit belohnt wird. Furchterregend. *froh.*

«Niemand wartet auf dich», 3.11., Kellertheater, Winterthur.